Prolog

Ein neues Lied

Ruth Avner hatte in einunddreißig Jahren gelernt, dass die Vergangenheit nachts am meisten redet.

Tagsüber gehörte das Restaurierungslabor den anderen. Den Delegationen mit Namensschildern am Revers, den Journalisten, die fragten, ob man „das Original mal kurz anfassen" dürfe, den Doktoranden, die jedes Fragment fotografierten, bevor sie es überhaupt ansahen. Tagsüber summten die Klimageräte gegen das Gerede an, und das Pergament in den Schubladen tat, was es seit zweitausend Jahren tat: Es schwieg und wartete, bis alle wieder gegangen waren.

Nachts gehörte das Labor Ruth. Und den Schriftrollen.

Sie war einundsechzig, trug ihre Lesebrille an einer silbernen Kette, die ihre Tochter ihr zum Fünfzigsten geschenkt hatte, und besaß Hände, von denen ihr Abteilungsleiter behauptete, sie seien das Präziseste, was die Behörde besitze, die Massenspektrometer eingeschlossen. Ruth hielt das für übertrieben. Aber sie widersprach nicht, denn die Massenspektrometer bekamen keine Gehaltserhöhung.

In dieser Nacht arbeitete sie an einer Leinenhülle. Nichts Spektakuläres. Ein Stück Stoff, in das jemand vor zwei Jahrtausenden eine Schriftrolle gewickelt hatte, bevor er sie in einen Tonkrug schob, den Krug versiegelte und in eine Höhle über dem Toten Meer stellte. In der Hoffnung, vermutete Ruth, dass irgendwann jemand kommen würde, der das Richtige damit anfängt.

Die Rolle selbst war seit Jahrzehnten erforscht. Ein Psalmenfragment, Hunderte Male fotografiert, transkribiert, übersetzt, in Fachaufsätzen zerlegt und in Ausstellungskatalogen wieder zusammengesetzt. Die Hülle dagegen hatte nie jemanden interessiert. Hüllen interessieren nie jemanden. Das war einer der Gründe, warum Ruth sie mochte.

Sie löste mit der Pinzette eine verklebte Falte, dann eine zweite. Das Leinen gab nach wie ein alter Mensch, der sich nach langem Sitzen aufrichtet: langsam, mit einem kaum hörbaren Knistern, aber willig.

In der dritten Falte war der Fleck.

Er hatte die Größe einer Linse. Dunkelbraun, an den Rändern fast schwarz, tief in die Fasern gezogen, als hätte jemand den Stoff mit einer verletzten Hand festgehalten. Ein Riss am Finger vielleicht. Eine Schramme vom Felsen. Ein Schreiber, der sich an der Kante des Tonkrugs geschnitten hatte, während er die Rolle hineinschob und dabei an etwas anderes dachte. Es gab tausend langweilige Erklärungen für so einen Fleck, und Ruth kannte die meisten davon.

Trotzdem legte sie die Pinzette ab.

Später, sehr viel später, als Anwälte in teuren Anzügen sie danach fragten, konnte sie nicht erklären, warum. Es war kein Schauer. Keine Stimme, kein Licht, kein Engel im Abzug. Es war eher so, wie man in einem vollen Raum spürt, dass einen jemand ansieht. Sie saß in einem klimatisierten Labor in Jerusalem, um zwei Uhr nachts, vor einem Fleck auf einem Stück Leinen, und hatte das sehr deutliche Gefühl, nicht allein zu sein.

Ihr Blick ging zu dem Psalmenfragment, das neben der Hülle unter Glas lag. Sie kannte den Text auswendig. Sie hatte ihn als Kind gesungen, lange bevor sie wusste, wie alt er war. An einer Stelle war die Tinte ungewöhnlich gut erhalten, als hätte der Schreiber dort fester aufgedrückt als sonst:

Singt dem Herrn ein neues Lied.

Ruth Avner, Restauratorin, eine Frau, die an Messwerte glaubte und am Sabbat an Gott, solange er sich nicht allzu anstrengend benahm, sagte leise in das leere Labor hinein: „Na gut. Wer bist du?“

Niemand antwortete. Das Klimagerät summte.

Also tat sie, was das Protokoll verlangte. Sie entnahm eine Probe von der Größe eines Staubkorns, beschriftete das Röhrchen in ihrer kleinen, geraden Handschrift und legte es in den Kurierbehälter für die Routineanalyse.

Das war ihr Fehler. Nicht weil die Analyse falsch gewesen wäre. Sondern weil das Labor, das diese Analysen seit drei Jahren durchführte, von einer Stiftung finanziert wurde, deren Logo ein stilisierter goldener Löwenkopf war.

* * *

Man muss an dieser Stelle etwas über LionTech Global sagen. Und man muss fair sein, denn LionTech war fair zu fast allen.

LionTech baute Kinderkliniken in Ländern, deren Regierungen keine bauten. LionTech finanzierte Stipendien, Brunnen, Impfprogramme und ein Jugendorchester in Neapel, das sehr ordentlich Vivaldi spielte. LionTech hatte Handprothesen entwickelt, mit denen Kinder wieder Fahrrad fahren konnten, und darüber Imagefilme gedreht, bei denen gestandene Männer im Kino nach Taschentüchern suchten. Wenn man die Menschen auf der Straße fragte, was sie von LionTech hielten, sagten die meisten: „Die machen doch viel Gutes."

Und das stimmte. Das war das Schwierige daran.

Der Konzern war Weltmarktführer für Genetik, künstliche Intelligenz, Robotik und Biotechnologie. Er beschäftigte zweihundertvierzigtausend Menschen auf fünf Kontinenten, besaß mehr Patente als manche Staaten Gesetze und hatte ein Motto, das in goldenen Lettern über dem Eingang jeder Niederlassung hing: *Engineering Humanity.*

Über die genaue Formulierung wurde intern seit vier Jahren gestritten, weil ein Teil der Markenabteilung *Building Tomorrow's Humanity* für wärmer hielt. Es gab dazu eine Arbeitsgruppe. Sie tagte vierteljährlich, in wechselnden Fünf-Sterne-Hotels, um „frische Perspektiven" zu gewinnen. Die bisherigen Kosten dieser Arbeitsgruppe hätten für eine weitere Kinderklinik gereicht. Darauf kam allerdings niemand, weil Kinderkliniken aus einem anderen Budget bezahlt wurden.

Die Probe aus Jerusalem landete in einem Genlabor bei Basel, und zunächst geschah mit ihr genau das, was mit Hunderten anderer Proben geschah: Sie wurde gereinigt, sequenziert und in eine Datenbank geschrieben. Das Ergebnis hätte in einem Ordner verschwinden sollen, zwischen Ziegen, Schafen und der gelegentlichen Verunreinigung durch einen verschnupften Doktoranden.

Aber das Ergebnis war seltsam. Menschlich, männlich, sehr alt. Und für sein Alter so unverschämt gut erhalten, dass die hauseigene Analyse-KI es dreimal hintereinander als Messfehler markierte und beim vierten Mal, weil die Werte sich weigerten, falsch zu sein, eine Meldung mit der höchsten Priorität an die Konzernzentrale schickte. Die KI hieß intern ARGUS. Sie hatte hundert Augen und kein einziges Gefühl, und genau dafür wurde sie geschätzt.

Wie man bei LionTech in den folgenden Monaten zu der Überzeugung gelangte, *wessen* Blut da im Leinen steckte, gehört zu den Dingen, die dieses Buch nicht vollständig erklären kann. Das liegt daran, dass LionTech es selbst nie vollständig erklärt hat. Es gab einen Abschlussbericht mit vierhundertzwölf Seiten. Er enthielt Isotopenanalysen, Herkunftsketten des Tonkrugs, statistische Modelle, historische Gutachten und dreiundzwanzig Grafiken, auf denen Linien sehr überzeugend nach oben zeigten.

Die Wahrscheinlichkeit wurde auf vierundneunzig Komma zwei Prozent festgelegt. *Festgelegt*, nicht berechnet. Ein Unterschied, den im Konzern schon lange niemand mehr hörte.

Der letzte Satz des Berichts lautete: *Die Hypothese ist nicht widerlegbar.*

In der Wissenschaft ist das ein Makel. Im Marketing ist es ein Geschenk.

Ruth Avner erhielt sechs Wochen nach jener Nacht eine freundliche E-Mail. Die Probe sei leider kontaminiert gewesen und entsorgt worden. Zudem werde die Leinenhülle im Rahmen einer großzügigen Kooperation zur „vertiefenden Konservierung" in den neuen LionTech Heritage Wing überführt, wo ihr „die modernsten Bedingungen der Welt" zur Verfügung stünden. Man danke ihr herzlich für ihre gewissenhafte Arbeit.

Ruth las die E-Mail zweimal. Dann nahm sie ihre Brille ab, ließ sie an der silbernen Kette baumeln und sah lange auf die leere Stelle neben dem Psalmenfragment.

Sie hatte einunddreißig Jahre mit der Vergangenheit gearbeitet. Sie wusste, wie es aussieht, wenn jemand etwas mitnimmt, das ihm nicht gehört.

* * *

Der LionTech Tower stand am Rand von Rom, hundertachtundsechzig Meter Glas und Stahl, so gebaut, dass man aus dem obersten Stockwerk gleichzeitig auf die Kuppel des Petersdoms und auf die eigenen Aktienkurse blicken konnte. Der Architekt hatte das als „Dialog zwischen Ewigkeit und Gegenwart" beschrieben. Die Römer nannten den Turm *il Dente*, den Zahn, und meinten es nicht als Kompliment.

Im einundsechzigsten Stock saß an einem Donnerstag im März ein kleiner Kreis von Menschen um einen Tisch aus einem einzigen Stück Mooreiche, das fünftausend Jahre im Sumpf gelegen hatte, bevor es ein Konferenztisch werden durfte.

Am Kopfende saß Dr. Magnus Leuwen.

Er war vierundvierzig, Vorstandsvorsitzender seit sechs Jahren, Marathonläufer, Vegetarier, Vater von zwei Töchtern, deren Fotos er auf dem Schreibtisch stehen hatte, nicht für die Kameras, sondern weil er sie liebte. Er sprach leise, so leise, dass sich alle im Raum vorbeugen mussten, und hatte das schon früh als Führungsinstrument erkannt. Er war kein zynischer Mensch. Das machte ihn gefährlicher als die zynischen.

Magnus Leuwen glaubte an zwei Dinge: dass Leid ein Konstruktionsfehler war. Und dass Konstruktionsfehler sich beheben lassen.

Rechts neben ihm saß Dr. Reinhold Achterberg, Finanzvorstand, ein Mann, der das Wort „Seele" zuletzt bei der Beerdigung seiner Mutter benutzt hatte, und auch da nur, weil es im Liedblatt stand. Links saß Tamara Voss, Chief Brand Officer, sechsunddreißig, eine Frau, die in jedem Raum sofort wusste, wo das beste Licht war, und sich dort hinsetzte. Dazu der Chefjurist, zwei Genetiker, die sehr blass waren, weil sie seit Wochen kaum geschlafen hatten, und am unteren Ende des Tisches Professorin Ingrid Halm, Vorsitzende der unabhängigen Ethikkommission von LionTech.

Die Ethikkommission war vollständig von LionTech finanziert. Man musste ihr trotzdem zugutehalten, dass sie sich für diese Sitzung zwanzig Minuten Zeit genommen hatte.

„Sie kennen alle den Bericht", sagte Leuwen leise, und alle beugten sich vor. „Ich will nicht über Zahlen reden. Ich will über Verantwortung reden."

Alle nickten. In diesem Konzern war *Verantwortung* das Wort, das man benutzte, wenn man *Besitz* meinte und wollte, dass es nach einer Spende klang.

Tamara Voss stand auf. Hinter ihr erwachte eine Wand aus Bildschirmen zum Leben und zeigte zunächst nichts als einen Sonnenaufgang über einer Wüste. Sie wartete, bis der Sonnenaufgang fertig war. Sie hatte ihn selbst in Auftrag gegeben, und er hatte vierzigtausend Euro gekostet.

„Wir reden hier", sagte sie, „über die stärkste Marke der Menschheitsgeschichte. Zweitausend Jahre Bekanntheitsgrad. Zwei Komma vier Milliarden Menschen, die sich bereits als Zielgruppe identifizieren. Kein einziger Skandal. Kein Werbebudget. Nichts, was wir aufbauen müssten. Wir müssten es nur …" Sie suchte das Wort mit sichtbarem Genuss. „… zurückholen."

„Wir klonen nicht", sagte einer der Genetiker und räusperte sich. „Aus Kommunikationssicht, meine ich. Wir …"

„Restaurieren“, sagte Tamara. „Wir restaurieren. Das haben wir intern schon getestet. Restaurieren schneidet in allen Altersgruppen um einunddreißig Prozent besser ab als Klonen.“

„Und die Rechte?“, fragte Achterberg.

Es wurde still. Der Chefjurist faltete die Hände, wie er es tat, wenn er gleich sehr viel Geld für eine sehr kurze Antwort verlangen würde.

„Das ist eine interessante Frage“, sagte er. „Einen Menschen kann man selbstverständlich nicht besitzen. Das wäre … nun ja. Das wäre juristisch schwierig und kommunikativ eine Katastrophe.“ Tamara nickte heftig. „Wir besitzen allerdings das Verfahren. Wir besitzen die Patente auf das Verfahren. Wir besitzen die Daten, die das Verfahren erzeugt, und wir besitzen die Einrichtungen, in denen es stattfindet. Wir tragen die Kosten für Pflege, Ausbildung, Sicherheit und Unterbringung, bis zur Volljährigkeit und darüber hinaus. Und wer das alles trägt …“ Er ließ den Satz in der Luft hängen, wo er sich sehr wohl zu fühlen schien.

„Niemand redet von Besitz“, sagte Leuwen sanft. „Wir reden davon, der Welt etwas zurückzugeben, das sie verloren hat. Denken Sie an die Kinder in unseren Kliniken. Denken Sie an die Menschen, die nicht mehr wissen, woran sie glauben sollen. Wir können ihnen etwas geben, das keine Regierung und keine Kirche ihnen mehr geben kann. Eine Gewissheit.“

Er meinte es ernst. Das muss man wissen, um alles Weitere zu verstehen. Magnus Leuwen meinte es vollkommen ernst.

„Ich darf etwas fragen“, sagte Professorin Halm vom unteren Ende des Tisches.

Man hatte sie fast vergessen. Das passierte ihr oft. Sie war eine kleine Frau mit kurzen grauen Haaren und einer Strickjacke, die nicht in diesen Raum passte, und sie hatte die Angewohnheit, Fragen zu stellen, die ebenfalls nicht in diesen Raum passten.

„Selbstverständlich“, sagte Leuwen.

„Und wenn er nicht will?“

Stille. Einer der Genetiker sah von seinen Unterlagen auf, zum ersten Mal an diesem Tag mit so etwas wie Interesse.

„Was nicht will?“, fragte Achterberg.

„Das alles." Halm machte eine kleine Handbewegung, die den Tisch, die Bildschirmwand, den Sonnenaufgang und den halben Konzern einschloss. „Wenn er nicht der sein will, den Sie bestellen."

Tamara Voss lachte. Es war ein freundliches Lachen, das Lachen, mit dem man einem Kind erklärt, dass es keine Monster unter dem Bett gibt.

„Frau Professorin", sagte sie, „wir reden hier von *ihm*. Wenn irgendjemand in der Geschichte der Menschheit genau wusste, wer er ist und was er will, dann doch wohl er."

„Ja", sagte Ingrid Halm. „Genau das macht mir Sorgen."

Niemand verstand, was sie meinte. Leuwen lächelte ihr zu, wie man einer geschätzten Tante zulächelt, die beim Familienfest eine politische Bemerkung gemacht hat, und sagte: „Er wird die beste Erziehung bekommen, die ein Mensch je bekommen hat. Die besten Lehrer. Theologen, Philosophen, Ärzte, Psychologen. Er wird nie hungern, nie frieren, nie allein sein. Er wird niemals leiden müssen. Nicht diesmal."

Das Wort *diesmal* hing noch eine Weile über dem Tisch aus Mooreiche.

Dann wurde abgestimmt. Die Ethikkommission empfahl das Projekt unter Auflagen. Professorin Halm enthielt sich und schrieb einen einzigen Satz in ihr Protokoll, den später niemand las, außer einem Praktikanten, der ihn abtippte und nicht verstand:

Man kann einen Menschen herstellen. Man kann ihn nicht bestellen.

Das Projekt bekam einen Namen. Tamara Voss hatte ADVENT vorgeschlagen, lateinisch für Ankunft, „warm, erwartungsvoll, saisonal verwertbar", und die Runde nahm es mit Beifall an.

Die Finanzabteilung benötigte allerdings einen Eintrag im Anlagenverzeichnis. Dort stand das Projekt ab dem folgenden Montag unter einer eigenen Kostenstelle, mit einer eigenen Inventarnummer.

Asset 001.

* * *

Die Frage, wer ihn austragen sollte, war die einzige, bei der es ernsthaften Streit gab.

Die Genetiker hätten die Ektogenese-Einheit der siebten Generation bevorzugt, einen künstlichen Uterus, auf den LionTech zu Recht stolz war: sterile Umgebung, lückenlose Überwachung, keine unkontrollierbaren Variablen. Die

Maschine hatte bereits zweihundert gesunde Lämmer und vier Schimpansen hervorgebracht. Sie hatte keine Launen, keine Rückenschmerzen und keine Meinung.

Tamara Voss ließ Fokusgruppen befragen. Die Ergebnisse waren eindeutig. „Die Leute wollen eine Mutter", sagte sie. „Keine Maschine. Das ist nicht verhandelbar. Wir brauchen eine Frau. Eine echte, warme, bescheidene Frau, die sich später gut fotografieren lässt. Aber nicht zu gut."

So kam Hanna Nowak ins Spiel.

Hanna war vierunddreißig und arbeitete als Pflegekraft auf der Nachtschicht in der LionTech-Klinik am Stadtrand. Sie war zuverlässig, unauffällig, hatte keine Vorstrafen, keine Social-Media-Konten und keinen Partner, und sie hatte Schulden. Die Schulden stammten von ihrem Vater, der im Jahr zuvor nach langer Krankheit gestorben war und ihr drei Dinge hinterlassen hatte: die Rechnung für ein Pflegeheim, das sie sich nie hätte leisten können, eine abgewetzte Jeanskutte mit Aufnähern und zwei Umzugskartons voller Schallplatten.

Man bot ihr eine Summe an, die ihre Schulden tilgte und darüber hinaus für ein Leben reichte, das sie sich nicht einmal vorzustellen getraut hatte. Man legte ihr einen Vertrag mit zweihundertzwölf Seiten vor.

Sie sagte Ja. Wegen des Geldes, natürlich. Aber auch, das gestand sie sich erst später ein, weil sie gefragt worden war. Hanna Nowak war es nicht gewohnt, gefragt zu werden.

Der Vertrag regelte alles. Er regelte, was sie essen durfte und was nicht, wie viele Stunden sie schlafen sollte, wen sie treffen durfte, nämlich niemanden, und worüber sie sprechen durfte, nämlich über nichts. Paragraf 41 untersagte ihr, dem Kind einen Namen zu geben, weder laut noch schriftlich noch „in Gedanken, soweit diese sich in Äußerungen niederschlagen". Der Chefjurist war auf diese Formulierung besonders stolz.

Paragraf 58 regelte die pränatale Beschallung. Das Kind sollte bereits im Mutterleib „werteorientiert geprägt" werden, und dafür hatte man ein Programm zusammengestellt. Man klebte Hanna jeden Abend einen flachen, weißen Lautsprecher auf den Bauch, der vier Stunden lang ein kuratiertes Klangprogramm abspielte: Gregorianische Choräle, Bach, ausgewählte Meditationsklänge und, zur „frühen Orientierung an den Werten des Hauses", Mitschnitte der Grundsatzreden von Dr. Magnus Leuwen.

Hanna hielt das zwei Wochen lang durch.

In der dritten Woche kam sie von einer Untersuchung zurück in das Apartment im Wohnflügel des Forschungscampus, das man ihr zur Verfügung gestellt hatte, zog einen Wollsocken über die Überwachungskamera in der Zimmerecke, der zufällig dort liegen geblieben war, und öffnete zum ersten Mal seit der Beerdigung einen der beiden Umzugskartons.

Der Plattenspieler war alt und leierte ein wenig. Die Platte, die sie herauszog, hatte ein Cover, auf dem eine gepanzerte Faust ein aufgeschlagenes Buch hielt, aus dem Blitze schlugen. Darüber, in Buchstaben, die aussahen, als hätte man sie aus Stahlträgern geschweißt: JONAS BRIESE. Und darunter, kleiner: *Psalms of Steel.*

Ihr Vater hatte die Band 1986 im Spodek in Kattowitz gesehen, mit neunzehn, in genau dieser Kutte, und hatte bis zu seinem letzten Tag behauptet, es sei der lauteste und der schönste Abend seines Lebens gewesen. Er hatte behauptet, sein Gehör habe sich davon nie ganz erholt und sein Herz auch nicht, und beides sei ihm recht.

Hanna setzte die Nadel auf.

Das Riff kam wie ein Güterzug, der sich entschlossen hat, doch noch pünktlich zu sein. Es war roh und laut und überhaupt nicht werteorientiert. Hanna setzte sich auf die Bettkante, die Hand auf dem Bauch, und musste lachen, zum ersten Mal seit Monaten, weil sie an ihren Vater dachte, wie er in der Küche Luftgitarre gespielt hatte, während die Kartoffeln überkochten.

Dann spürte sie es.

Ein Tritt. Und noch einer. Nicht irgendwann, nicht zufällig, sondern genau auf dem Schlag, dort, wo das Schlagzeug einsetzte. Eins, zwei, drei, vier. Tritt, Tritt, Tritt, Tritt.

Hanna hörte auf zu lachen. Sie saß ganz still da, während Jonas Briese das Apartment eines Hochsicherheits-Forschungscampus in Schutt und Asche spielte, und hielt beide Hände auf ihren Bauch, und etwas in ihr, das sie nicht benennen konnte und laut Paragraf 41 auch nicht benennen durfte, wurde sehr weich und sehr groß.

„Du hast Rhythmus“, flüsterte sie. „Das hast du nicht von denen.“

Von da an lief der weiße Lautsprecher mit den Chorälen und den Grundsatzreden jeden Abend pflichtbewusst seine vier Stunden, aber er lag dabei im Badezimmer, unter einem Handtuch, und sprach mit den Fliesen. Hanna und

das Kind hörten derweil *Psalms of Steel*. Seite A, Seite B, und wieder von vorn. Nach vier Wochen konnte Hanna jedes Solo mitsummen, und das Kind trat bei jedem Refrain.

Die Messwerte, die jeden Morgen in die Zentrale gingen, zeigten eine auffallend ausgeglichene Entwicklung und einen bemerkenswert kräftigen Herzschlag. Magnus Leuwen las die Berichte persönlich und war zufrieden. Er führte es auf die Choräle zurück.

* * *

Der Geburtstermin stand fest, lange bevor die Natur etwas dazu sagen durfte.

„Der Fünfundzwanzigste", sagte Tamara Voss in einer Sitzung im Oktober, und niemand fragte, welcher Fünfundzwanzigste gemeint war. „Geplanter Kaiserschnitt, sechs Uhr früh, Sonnenaufgang über Rom, Livebild aus der Geburtssuite im Heritage Wing. Wir haben die Medienpartner, wir haben die Übertragungsrechte, wir haben den Chor. Ich sage es ganz offen: Das Datum ist gesetzt."

Die Ärzte hatten keine Einwände. Das Kind war gesund, groß genug und lag richtig. Es gab keinen medizinischen Grund, warum es nicht bis zum fünfundzwanzigsten Dezember warten sollte.

Es wartete nicht.

Am Abend des neunzehnten November, fünf Wochen vor dem gesetzten Datum, fuhren Magnus Leuwen, Reinhold Achterberg und Tamara Voss nach Mailand, zur jährlichen Benefizgala der LionTech-Kinderstiftung. Es gab Hummer, eine Auktion und eine Rede von Leuwen über die Würde jedes einzelnen Menschenlebens, bei der die Hälfte des Saals Tränen in den Augen hatte.

Zur selben Zeit zog über Rom ein Unwetter auf, wie es die Stadt seit Jahren nicht erlebt hatte. Um einundzwanzig Uhr vierzig schlug ein Blitz in das Umspannwerk des Forschungscampus ein, und im ganzen Komplex ging das Licht aus.

Die Notstromversorgung sprang innerhalb von vier Sekunden an. Sie war vorbildlich geplant. Das Notfallprotokoll von LionTech legte in klarer Reihenfolge fest, welche Bereiche zuerst mit Strom versorgt wurden: Erstens das Rechenzentrum. Zweitens die Kühlkette der Genbank. Drittens die Sicherheitstechnik. Viertens die Kommunikation mit der Zentrale. Der Wohnflügel stand an siebter Stelle, knapp hinter der Kaffeeküche des Vorstands.

Um einundzwanzig Uhr zweiundfünfzig platzte Hanna Nowaks Fruchtblase.

Sie stand im Dunkeln in ihrem Apartment, eine Hand an der Wand, die andere am Bauch, und dachte mit bemerkenswerter Klarheit drei Dinge nacheinander: *Zu früh.* Und: *Die sind alle in Mailand.* Und: *Natürlich. Natürlich machst du das so.*

Der Aufzug war tot. Das Notruftelefon im Flur spielte eine Warteschleife mit einem Imagefilm über Kinderkliniken. Hanna nahm die Treppe, zwei Stockwerke hinunter, Wehe für Wehe, eine Hand am Geländer. Die Verbindungstür zum medizinischen Trakt, wo die Geburtssuite mit ihren Monitoren und ihren Chorlautsprechern wartete, war eine Sicherheitstür. Bei Stromausfall verriegelte sie sich automatisch. Das war so vorgesehen. Es diente dem Schutz der Einrichtung.

Hanna lehnte die Stirn an das kalte Glas der verschlossenen Tür und atmete.

Dann hörte sie ein Blöken.

Im Untergeschoss des Wohnflügels lag, aus Gründen, die mit Bauplänen und Grundstückspreisen zu tun hatten, die Tierhaltung des Campus. Vierzig Schafe lebten dort, deren Blut für die Antikörperforschung gebraucht wurde, dazu ein paar Ziegen und ein alter, schlecht gelaunter Esel, den irgendwann jemand von einem aufgelösten Versuchsprojekt übernommen und dann einfach behalten hatte, weil ihn niemand zu töten übers Herz brachte. Der Stall hatte eine eigene kleine Notheizung, die mit Gas lief, und eine Tür, die nicht elektronisch war, sondern eine ganz normale Klinke hatte.

Dort, im warmen Dunkel zwischen Stroh und Futtersäcken, fand Jupp Kellermann sie.

Jupp war dreiundsechzig, Tierpflegetechniker, stammte aus der Eifel und hatte in seinem Leben, wie er gern und ungefragt erzählte, über zweihundert Lämmer auf die Welt geholt. Er hatte Nachtschicht, weil er Nachtschicht mochte, und er war gerade dabei gewesen, dem Esel eine Möhre zu geben, als eine hochschwangere Frau in Jogginghose durch die Stalltür wankte und sagte: „Entschuldigung. Ich glaube, ich bekomme hier gleich ein Kind."

Jupp sah sie an. Er sah den Esel an. Der Esel sah ebenfalls sie an und kaute.

„Na dann", sagte Jupp und krempelte die Ärmel hoch. „Im Prinzip ist das dasselbe wie bei den Lämmern. Nur mit weniger Wolle."

Er schickte nach Hilfe, und die Hilfe kam in Gestalt der beiden einzigen Menschen, die in dieser Nacht im Wohnflügel noch wach waren. Emeka Obi, Sicherheitsmann, knapp zwei Meter groß, auf seiner Runde mit der Taschenlampe unterwegs, weil die Kameras ohne Strom blind waren. Und Dragana Petrović, Reinigungskraft, die sich während des Stromausfalls mit ihrem Putzwagen im Treppenhaus verschanzt und dort einen Rosenkranz gebetet hatte, bis sie Jupps Stimme hörte.

Ein Tierpfleger, ein Wachmann und eine Putzfrau. Es gab an diesem Abend auf dem ganzen Campus keine drei Menschen, die weniger dafür vorgesehen waren, dabei zu sein. Deshalb waren sie da.

Das einzige Licht im Stall kam von einem grünen Notausgangsschild über der Tür. Es zeigte, wie alle Notausgangsschilder der Welt, ein kleines Männchen, das auf eine offene Tür zurennt. Es leuchtete ruhig und gleichmäßig durch die ganze Nacht, und niemand achtete darauf.

Um dreiundzwanzig Uhr siebzehn kam er zur Welt.

Er kam schnell, als hätte er es eilig, oder als hätte er beschlossen, dass Warten nicht zu seinen Stärken gehörte. Jupp fing ihn auf mit denselben großen, rauen, ruhigen Händen, mit denen er zweihundert Lämmer aufgefangen hatte, und hielt ihn einen Moment lang einfach nur fest.

Das Kind schrie nicht.

Es öffnete die Augen, was Neugeborene eigentlich nicht so bald tun, und sah sich um. Es sah Jupp an. Es sah das Stroh an, die Schafe, die sich neugierig an die Gatter drängten, den Esel, der für einen Moment aufgehört hatte zu kauen. Es sah das grüne Männchen über der Tür. Dann griff es mit einer winzigen, feuchten Hand nach Jupps Zeigefinger und hielt sich daran fest.

„Na, du“, sagte Jupp, und seine Stimme war auf einmal nicht mehr so fest wie sonst. „Na, du.“

Dragana weinte. Sie hatte schon fünf Enkel und bei keinem geweint, und sie konnte später nicht sagen, warum sie es diesmal tat. Emeka Obi zog wortlos seine Uniformjacke aus, um das Kind darin einzuwickeln. Auf dem Rücken der Jacke prangte groß und golden der Löwenkopf. Emeka sah ihn an, zögerte eine Sekunde, drehte die Jacke auf links und wickelte das Kind so ein, dass das Logo innen lag. Er hätte nicht erklären können, warum. Es kam ihm einfach richtig vor.

Jupp legte das Kind Hanna auf die Brust.

Sie war erschöpft, verschwitzt, Stroh in den Haaren, und sie sah ihn an, und er sah sie an. Draußen hatte der Regen nachgelassen. Eines der Schafe blökte, ein anderes antwortete. Hanna fing an zu summen, ganz leise, fast ohne es zu merken. Es war kein Wiegenlied. Es war das Eröffnungsriff von *Psalms of Steel*, langsam gesummt, so langsam, dass es beinahe zärtlich klang.

Das Kind schloss die Augen und schlief ein.

* * *

Sie kamen um halb drei, zu dritt, mit dem Hubschrauber aus Mailand, der auf dem Dach des Towers landete, weil der Landeplatz des Campus noch keinen Strom hatte. Sie kamen in Abendgarderobe. Leuwen im Smoking, die Fliege gelockert. Achterberg mit dem Tablet in der Hand, auf dem er schon im Hubschrauber Zahlen verschoben hatte. Tamara Voss in einem langen dunklen Kleid und einer Wolke aus Parfum, das nach Weihrauch und Myrrhe duftete und pro Milliliter mehr kostete als Gold.

Sie brachten Geschenke mit: einen Fotografen, einen Notar und einen Vertrag.

Der Strom war inzwischen wieder da. Im Stall brannte jetzt grelles Neonlicht, das die Schafe nervös machte und den Esel beleidigte. Die drei blieben in der Tür stehen.

Magnus Leuwen sah das Stroh. Er sah die Schafe, die Futtersäcke, den Eimer, das zusammengeknüllte Handtuch, den Wachmann in Hemdsärmeln, die Putzfrau mit dem Rosenkranz und den Tierpfleger mit den Blutflecken auf dem Pullover. Er sah die Frau im Stroh und das kleine, in eine linksgedrehte Uniformjacke gewickelte Bündel auf ihrer Brust. Er wurde sehr blass.

„Das", sagte er leise, „war nicht der Plan."

Niemand beugte sich vor, um ihn besser zu verstehen. Zum ersten Mal seit Jahren.

Tamara Voss dagegen erfasste die Lage in einer Sekunde, wie sie jede Lage in einer Sekunde erfasste. Ihre Augen gingen über das Stroh, die Tiere, das warme Licht, die einfachen Menschen, und man konnte zusehen, wie in ihrem Kopf eine Präsentation entstand.

„Nein", sagte sie. „Das ist besser. Das ist *sehr viel* besser." Sie drehte sich zum Fotografen um. „Wir machen das hier. Stall ist gut. Stall ist hervorragend. Aber

das Neonlicht muss weg, wir brauchen Kerzen, oder etwas, das wie Kerzen aussieht. Und das Notausgangsschild. Das muss auf jeden Fall aus dem Bild."

Achterberg tippte auf seinem Tablet. „Geburtszeit?"

„Dreiundzwanzig Uhr siebzehn", sagte Jupp.

„Gewicht?"

Jupp sah ihn lange an. „Das haben wir nicht gewogen", sagte er. „Wir hatten keine Waage für so was. Nur eine für Schafe."

Achterberg notierte: *Gewicht nicht erfasst. Nachtragen.* Er würde es nie nachtragen. Es war die einzige Lücke im Anlagenverzeichnis von Asset 001, und sie würde ihn über Jahre auf eine Weise stören, die er selbst nicht verstand.

Der Fotograf hob die Kamera. Der erste Blitz fuhr durch den Stall.

Das Kind, das die ganze Zeit ruhig geschlafen hatte, als hätten weder der Sturm noch der Stromausfall noch die Geburt es besonders beeindruckt, wachte auf und fing an zu schreien. Nicht kläglich, sondern mit einer Lautstärke und einer Entschlossenheit, die alle im Raum zusammenzucken ließ. Die Schafe stimmten ein. Der Esel stimmte ein. Für einige Sekunden war der Stall erfüllt von einem Lärm, der erstaunlich nach einer Band klang, die gerade das erste Mal zusammen probt.

Der Fotograf ließ die Kamera sinken.

„Später", sagte Leuwen. „Machen Sie die Fotos später." Er räusperte sich. Dann wandte er sich an den Notar. „Frau Nowak. Es tut mir leid, dass es so gekommen ist. Sie haben Großartiges geleistet. LionTech wird Ihnen das nie vergessen." Er meinte auch das ernst. „Aber Sie kennen die Vereinbarung."

Hanna kannte sie. Paragraf 97. Übergabe unmittelbar nach der Entbindung. Keine Verabschiedung, „um eine unnötige emotionale Belastung aller Beteiligten zu vermeiden". Danach die Auszahlung, die Verschwiegenheit, ein neues Leben irgendwo anders.

Der Notar legte die letzten Seiten auf einen Futtersack, der als Tisch herhalten musste, und reichte ihr einen Stift. Sie unterschrieb mit einer Hand. Die andere ließ sie auf dem Kind liegen, das sofort aufgehört hatte zu schreien, als der Fotograf die Kamera gesenkt hatte.

Dann stand Emeka Obi auf, der die ganze Zeit schweigend an der Wand gelehnt hatte, und stellte sich in die Stalltür.

„Herr Dr. Leuwen“, sagte er höflich. „Draußen im Gang sind noch Glasscherben vom Sturm. Einen Moment bitte, ich sehe mir das kurz an, bevor Sie da mit dem Kind durchgehen.“

Er ging in den Gang hinaus und sah sich die Glasscherben an. Es gab keine Glasscherben. Er sah sich trotzdem sehr gründlich an, dass es keine gab. Emeka war Sicherheitsmann. Er wusste, wie lang eine Minute sein kann, wenn man sie jemandem schenkt.

Hanna beugte sich über das Kind.

Sie hatte ihm keinen Namen gegeben. Sie hatte sich an Paragraf 41 gehalten, jedenfalls an den Teil, der sich in Äußerungen niederschlug. Sie hielt ihren Mund dicht an sein Ohr, so dicht, dass niemand sonst sie hören konnte, nicht Leuwen, nicht der Notar, nicht die Überwachungskameras, die inzwischen wieder liefen.

„Die werden dir sagen, wer du bist“, flüsterte sie. „Jeden Tag. Alle. Sie werden dir Bücher darüber geben und Reden darüber halten, und sie werden es dir so oft sagen, bis du es selbst glaubst.“ Sie küsste ihn auf die Stirn. „Hör nicht zu. Hörst du? Hör einfach nicht zu.“

Das Kind sah sie an. Es hatte dunkle, sehr wache Augen.

„Du gehörst dir“, sagte Hanna Nowak. „Nur dir.“

Dann summte sie ihm noch einmal die ersten vier Takte des Riffs ins Ohr, und dann kam Emeka zurück und sagte, der Gang sei sicher, und sie gab ihn her.

* * *

Der Aufzug zum Heritage Wing funktionierte wieder. Die Kabine war mit hellem Holz verkleidet, und aus einem verborgenen Lautsprecher kam leise Gregorianik, weil das Programm, das man für die Geburtssuite vorbereitet hatte, sich beim Neustart automatisch auf das ganze Gebäude ausgeweitet hatte.

Magnus Leuwen hielt das Kind selbst. Er hatte darauf bestanden. Er hielt es ungeschickt, mit steifen Armen, wie man ein kostbares Gefäß hält, von dem man nicht weiß, ob es für diesen Zweck gemacht wurde. Das Kind, noch immer in die linksgedrehte Uniformjacke gewickelt, betrachtete ihn.

„Willkommen zurück“, sagte Leuwen leise. Er hatte den Satz seit Monaten im Kopf gehabt, für die Kameras, für die Übertragung, für den Sonnenaufgang über Rom. Jetzt sagte er ihn in einer Aufzugskabine, zu einem Kind, das nach

Stroh roch, und er klang anders, als er ihn sich vorgestellt hatte. Kleiner. Ehrlicher vielleicht.

Das Kind sah ihn weiter an. Mit einem Ausdruck, den Leuwen später in seinem Tagebuch als *Aufmerksamkeit* beschreiben würde.

Hanna Nowak, hätte man sie gefragt, hätte ein anderes Wort gewählt. Sie hätte gesagt: *Geduld.*

Unten im Stall kehrte Dragana das Stroh zusammen. Jupp saß auf einem Futtersack, die Hände zwischen den Knien, und sah auf seinen Zeigefinger, als müsste daran noch etwas zu sehen sein. Emeka stand in der Tür und zog seine Jacke wieder an, die jemand vom Heritage Wing freundlich, aber bestimmt zurückgebracht hatte, frisch auf rechts gedreht, mit dem goldenen Löwen nach außen.

Über der Tür leuchtete das grüne Männchen und rannte, wie es immer rannte, auf seine offene Tür zu.

* * *

In Jerusalem war es fast Morgen.

Ruth Avner konnte in dieser Nacht nicht schlafen, ohne zu wissen, warum. Sie war um halb fünf ins Labor gefahren, hatte sich einen Kaffee gemacht und saß nun vor dem Psalmenfragment, neben dem seit Monaten eine leere Stelle war, wo einmal eine unscheinbare Leinenhülle gelegen hatte.

Das erste Licht kam durch das hohe Fenster und fiel schräg über das Glas. An der Stelle, wo die Tinte so ungewöhnlich gut erhalten war, weil ein Schreiber vor zweitausend Jahren fester aufgedrückt hatte, schien sie einen Moment lang fast frisch.

Singt dem Herrn ein neues Lied.

Ruth hatte diesen Satz ihr Leben lang für eine Aufforderung gehalten. An diesem Morgen, ohne dass sie es hätte begründen können, las sie ihn zum ersten Mal wie eine Ankündigung.

Sie trank ihren Kaffee und sah zu, wie es hell wurde.

Ein neues Lied. Irgendwo da draußen, das spürte sie mit derselben unerklärlichen Gewissheit, mit der sie in jener Nacht die Pinzette abgelegt hatte, fing gerade eines an.

Es würde ein lautes werden.

* * *